

**Christine  
Rinderknecht**



**SIEBEN  
JAHRE**

**MIT DEM  
JAPANER**

**verlag die brotsuppe**

Christine Rinderknecht  
Sieben Jahre mit dem Japaner

verlag die brotsuppe





Christine Rinderknecht

# Sieben Jahre mit dem Japaner

Roman

verlag die brotsuppe



»Wanderer, deine Fußstapfen sind  
der Weg, nichts sonst ist er  
Wanderer, da ist kein Weg  
ein Weg entsteht, wenn man geht.«

Antonio Machado



# 1

Wir erinnerten uns. Diejenigen von uns, die nicht zu spät geboren waren, die sich an die Erzählungen der Alten erinnerten. Er sei immer gerne nach Hause gekommen. Da war er schon alt. Wenn sie alt sind, kommen sie wieder. Aber er ist nicht bei uns geblieben. Ihr habt keine Ahnung von der Welt, und er ist wieder fortgegangen. Das Essen seiner Mutter habe er nicht vergessen, Kartoffelstock mit Rippli und Bohnen. Der japanische Koch, Kartoffelstock mit Rippli und Bohnen, besser als seine Mutter, so gut habe der gekocht. Auf dem Foto waren zwei Köche. Wir wussten nicht, welcher der Ripplikoch war. Vielleicht konnten beide sein Leibgericht kochen. Auf dem Foto stehen sie vor seinem Haus, einem langgestreckten Holzhaus. Zwei Köche, zwei Hausdamen. Oder sind das etwa seine Ehefrauen, seine Geliebten? Das sind nur Angestellte, sagen wir, damit wir nicht auf falsche Gedanken kommen. Seine Hausangestellten, zwei Köche, zwei Hausdamen, ein Gärtner und ein Rikschafahrer. Unser Wilhelm, den alle nur den »Japaner« nannten, durfte nie zu Fuss gehen. Er musste sich in den Karren setzen, ein Mann zog ihn wie ein Pferd durch die Straßen, bis an sein Ziel. Was für eine Schande, so durch die Straßen gezogen zu werden. Was für ein Land. Wir wussten nichts, wir hatten nur die Erzählungen. Das goldene Lackkästchen. Eine von uns hatte es vom »Japaner« geschenkt bekommen. Er war ein schöner Mann, immer noch schön, groß gewachsen, mit blitzenden, blauen Augen, als er einer von uns das Kästchen schenkte. Wir, die wir später kamen, träumten mit dem Kästchen, träumten von einem See, einem Tempel, einem Zwillingsberg, wir träumten von einem gol-

denen Himmel und Vögeln, Kranichen, die durch den Himmel flogen. Wir reisten mit diesem Kästchen über das Meer, zusammen mit Büchern, Bildern, gerollten Skizzen, mit einem Paravent, mit Fotos, Fächern, einem japanischen Seidenschirm, mit Keramikschüsseln, Vasen, Wörterbüchern, Arbeitsmaterialien, mit einer Werkzeugkiste, mit Stoffmustern, Kleidern, Hemden, Schuhen, mit einem Frack, einer japanischen Nō Maske, mit ein paar Netsukes, diesen kleinen geschnitzten Figuren aus Elfenbein. Wir erlebten einen schlimmen Sturm. Zusammen mit dem Kästchen wurden wir hinauf- und hinabgeschleudert. Uns wurde übel, auch dem Kästchen, obwohl die Seekrankheit der Dinge noch nie untersucht worden ist. Wir kamen in einen Hafen. Antwerpen stand auf unseren Gepäckkisten, Basel, Sir William Kuprecht. Weiter ging es auf dem Rhein. Leises Geschaukel, Murmeln der Wellen, wir kamen an und waren dort, wo wir schon immer waren. Wo waren wir? Wir waren nie dort, wo er war. Wir träumten und warteten, bis das Kästchen zu uns kam. Nur das Kästchen. Die anderen Dinge blieben in ihren Kisten. Regen tropfte durch das undichte Dach, und einige von uns nahmen sich der Kisten an, trugen sie in ein anderes Haus, hüteten sie wie ihren Augapfel und trugen sie wieder zurück unter das inzwischen reparierte Dach. Sie, die schon geboren war, nahm das Kästchen in Empfang, bewahrte es auf ihrem Nachttisch auf, neben einem Bild der heiligen Jungfrau Maria. Nach ihrer Hochzeit kam es auf die Frisierkommode im Schlafzimmer, und eine von uns, die gerade geboren wurde, als unser Wilhelm sich aufmachte, diese Welt zu verlassen, sah das Kästchen, wie es sich auf der Frisierkommode spiegelte und sah gleichzeitig das Spiegelbild auf der Glasfläche neben einem Haarkamm ihrer Mutter. Eine von uns, sie war noch klein, sah sich im Spiegel, sah das Kästchen im Spiegel, sah die Bilder, feine Relief-

bilder von einem See, von einem Baum, dessen Äste aufs Wasser hinunterreichten. Eine von uns hob den Deckel an, darunter war noch ein Deckel, sie hob auch diesen Deckel an, fand drei kleine Goldkästchen, nahm sie heraus und legte sie auf die Glasplatte. Als würde sie einem Kind in den Bauch fassen, seine Eingeweide herausnehmen, sie nebeneinander auf die Schminkkommode und wieder zurück in den Bauch legen. Sie spielte, nahm die Teile auseinander und setzte sie wieder zusammen. Der Spiegel vervielfachte die Teile, und auch sie wurde im Spiegel zu vielen.

## 2

Wir wollten die Geschichten hören. Er sei Kupferstecher gewesen und habe gut zeichnen können. Nur mit einem Fünfliber in der Tasche sei er nach seiner Lehrzeit von zu Hause fortgegangen. Nach Paris. Bis er eine Arbeit fand, habe er unter Brücken geschlafen. Das erzählten unsere Mütter beim Bügeln, während wir mit dem Kinderbügeleisen die Taschentücher unserer Väter bügelten. In unseren Köpfen sahen wir, wie in der Nacht die Mäuse und Ratten an Wilhelms Schuhen nagten. Bei der Weltausstellung in Paris habe er eine Bronzemedaille bekommen. Unsere Mütter wussten nicht wofür. Niemand wusste es. Wir konnten uns das nicht zusammenreimen. Dieser arme Wilhelm unter den Brückenbogen und die Bronzemedaille, die sonst nur Skifahrer, Hochspringer oder Schwimmer erhielten. Wir übten Handstand, das Rad, die Brücke, den Spagat. Wir quälten uns auf dem frisch gemähten Rasen, der nach Sommer roch. Wir wollten auch eine Medaille gewinnen, wie unser Wilhelm, wir wollten so werden wie er. Er habe in Rouen gearbeitet, in Moskau, in Japan. Japan wurde unser Wunderland, während wir, die Töchter unserer Mütter, bügelten und Dampf aufstieg und der Geruch der warmen Wäsche sich mit den immer gleichen Geschichten vermischte. In den Erzählungen unserer Mütter gab es Kriege: Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, und es gab vor dem Krieg und nach dem Krieg. Im ersten Krieg, das haben unsere Mütter von ihren Müttern erzählt bekommen, kehrte Wilhelm abgerissen und kaputt nach Hause zurück. Dass er Russisch konnte, habe ihm das Leben gerettet. Darum war es für unsere Mütter wichtig, dass ihre Kinder Sprachen lernten. Eine Sprache

war wie ein Rettungsring. Im zweiten Krieg war Wilhelm in Italien. Montecatini hiess der Ort. Er habe für die Deutschen übersetzen müssen, erzählten die Mütter, weil er so viele Sprachen konnte. Er habe das nicht freiwillig getan, sei krank geworden, habe einen Brief nach Hause geschickt, man solle ihm Honig und Hagebuttenmus schicken. Das Paket kam heil an, und unser Wilhelm wurde wieder gesund. Zum ersten Krieg gehörte auch, dass er heiratete, Ottilia Josefa, eine schmale junge Frau, sie war erst 21 Jahre alt, und er schon fast 50. Wir schauten uns das Hochzeitsfoto an. Sie sah nicht aus wie eine Braut, trug ein schwarzes Wickelkleid aus feinem Stoff und ein Tuch um den Hals. In ihrem siebten Ehejahr bekam sie Schwindsucht und starb. Was für eine exquisite Krankheit. Wir bügeln die Schwindsucht, die Kriege, Japan, Russland, Frankreich, lange Seereisen und Reisen mit der Eisenbahn in die Taschentücher unserer Väter. Sie trugen sie in ihrer Hosentasche ins Büro. Am Abend kehrten sie mit ihnen nach Hause zurück.

### 3

Jede Geschichte hat eine Vorgeschichte, und jede Geschichte hat eine Geschichte in der Zukunft. Wenn ich diese Geschichte erzählen will, wo fange ich an? Welchen Faden ergreife ich aus diesem Gewirr? Wie ein Korb voller bunter Wollknäuel, mit denen die Katze gespielt hat, liegt die Geschichte vor mir. Die Fäden sind ineinander verschlungen, sobald ich an einem ziehe, reisst der Faden, oder der halbe Korb kommt mit.

Im Frühling 2008 war ich für einige Wochen in die USA an eine Universität eingeladen als Writer in Residence, wo ich ein Seminar über zeitgenössische Schweizer Dramatik, einen Vortrag und eine Lesung hielt. Kurz vor meiner Abreise ging es meiner inzwischen fast neunzig Jahre alten Mutter nicht gut. Ich war die ganze Zeit angespannt, hoffte, dass sie sich während meiner Abwesenheit wieder erholte. Nach meiner Rückkehr besuchte ich sie häufig. An einem der Sommernachmittage war schon jemand da, als ich ankam, eine wuchtige Frau mit schwarz gefärbtem Haar, knallroten Lippen und einer grellweißen Bluse, ein zu groß geratenes Schneewittchen. Die beiden saßen auf der Terrasse, tranken Tee und aßen gedeckten Johannisbeerkuchen. Ich hatte das Haus durch die offenstehende Haustür betreten und war durch den Flur in das im Schatten liegende Wohnzimmer gelangt. Die Terrassentür stand offen. Dahinter erblickte ich die beiden vom warmen Nachmittagslicht beleuchteten an dem runden Gartentisch sitzenden Frauen, die sich unterhielten, Tee tranken, Kuchen aßen, meinen Lieblingskuchen. Im Hintergrund eine Wiese mit Schafen, die um den Hals Glocken trugen, die bei jeder Bewegung leise Bimmeltöne

von sich gaben. Der Anblick der Schafe milderte den aufsteigenden Schmerz, als ich mich plötzlich fragte, ob dieses Schneewittchen, das bei meiner Mutter saß, nicht viel besser zu ihr als Tochter passte als ich, die ich immer irgendwie unpassend anders war, so ganz anders als meine Mutter. Schneewittchen erhob sich vom Stuhl und streckte mir ihre Hand entgegen: »Emma«, sagte sie. In diesem Augenblick erkannte ich sie. Ihr Großvater, der Vater ihrer Mutter, war einer von Wilhelms Brüdern. Meine Mutter umarmte mich und sagte gleich zu Beginn voller Stolz, als hätte sie meine Zweifel, ob ich wirklich ihre Tochter sei, lesen können, dass ich in Amerika gewesen sei, an einer Universität. Emma war nicht besonders beeindruckt. Im Schnellgang tauschten wir die letzten vierzig Jahre aus. Wie wir auf den »Japaner« zu sprechen kamen, weiß ich nicht mehr. »Mein Bruder Filippo«, sagte sie, »hat ein ganzes Zimmer voll mit japanischen Dingen.« – »Was für Dingen?« – »Bildern. Bücher, Zeugs halt von dem Japaner, ein ganzes Museum.« Das traf mich wie ein Schock. Warum wussten wir darüber nichts? Warum hatte auch meine Mutter davon keine Ahnung? Warum hatte Emmas Familie nie darüber gesprochen?

Ich rief Filippo an und bat ihn, mir diese Sachen ansehen zu dürfen. Am 30. Dezember 2008 besuchte ich ihn zum ersten Mal.

## 4

Filippo war ungefähr in meinem Alter. Auch ihn hatte ich mehrere Jahrzehnte nicht mehr gesehen und hätte ihn auf der Straße nicht erkannt. Ein unauffälliger Mann mit rundem Kopf, Brille und kurz geschnittenem grauem Haar. Er bewohnte das Haus seines Großvaters, das er für sich und seine Frau teils in Eigenarbeit umgebaut hatte. Er war ein geschickter Handwerker und ebenfalls zeichnerisch begabt, wie Wilhelm. Zur Begrüßung macht er nicht viele Worte. Wir gehen durch den Hauseingang, an der Küche vorbei, eine Treppe hoch in ein Zimmer mit einem langen Tisch, einem grünen Sofa und einem Vitrinenschrank mit Glas-türen. Wilhelms Stube. »Dieses Zimmer hat mein Großvater für Wilhelm eingerichtet«, sagt Filippo. »Damit er eine Unterkunft hatte, wenn er von seinen Auslandsreisen für ein paar Wochen zurückkehrte.«

Auf dem Tisch liegen die ausgebreiteten Schätze: Bücher, Bilder, Fotos. Auf den ersten Blick kann ich gar keine Details ausmachen, sehe nur die Fülle, die Farben: großformatige, auf Karton aufgezo-gene Fotos aus Japan und Russland, Schachteln mit kleineren Fotos, eine Nō Maske, Fächer, lange, dünne Pfeifen mit einem nur fingerhutgroßen Pfeifenkopf. Zum ersten Mal blättere ich durch die Bücher mit den farbigen Holzdrucken. Die Farben sind so frisch, als wären die Bilder gerade erst gedruckt worden. Männer mit schwarz und rot geschminkten Gesichtern, furchterregenden Blicken, Schielaugen, gezogenen Schwertern, als wollten die Figuren aus dem Bild herausspringen. Viel schreiendes Rot, eine fliegende Hexe mit gelben Haaren, ein Mann mit einem schwarzen Busch auf dem Kopf, grünes

Gewand. Komische Männer, die tänzerisch die Beine in die Luft werfen. Ein sitzender Mann in einer Ruine. Ein Fährmann, der sein Schiff durch eine hohe Welle steuert. Frauen in bunt gemusterten Kleidern mit aufgetürmten Haaren unter einem blühenden Kirschbaum, Frauen beim Musizieren, ein ganzes Buch voll mit Frauen: Frau, die sich die Augenbrauen nachzieht, Frau mit Brille, Frau mit einer lustigen Ponyfrisur, Frau mit Fächer und Blumen im Haar, Frau mit Haaren, die wie eine Acht vom Kopf abstehen, Frau, die sich vor einem Spiegel mit einem Tuch das Gesicht wäscht, Frau mit Stäbchen in den Haaren, Frauen beim Tanzen, Frauen beim Kartenspielen, Frauen beim Spazieren, unter einem Schirm, Frauen im Schnee, Frauen beim Badminton spielen, Frauen beim Wäscheaufhängen, Frauen in einem Boot.

»Das waren meine ersten Bilderbücher«, sagt Filippo, während ich einige Bilder aus den Holzschnittbüchern fotografiere. »Ich konnte noch gar nicht lesen, als ich die Kisten auf dem Dachboden entdeckte. Wenn ich dabei erwischt wurde, hat Vater mich verhauen. Seltsamerweise war mir das egal. Ich habe einfach weitergemacht.« In Filippos Augen glimmt ein Feuer auf, das mich an mich selbst erinnert. »Auch eine Papierrolle mit eindeutigen Bildern war dabei.« Beim Wort »eindeutig« weiten sich Filippos Augen hinter den Brillengläsern, sein Mund jedoch wird schmal. Filippos Eltern waren strenge Katholiken. »Eines Tages war die Rolle verschwunden. Vermutlich hat der Vater sie im Ofen verbrannt.« Ich hätte gern gewusst, was auf der Rolle zu sehen war, Filippo rückt aber mit den Details nicht heraus. Eine Maske aus Holz war ebenfalls unter den Fundstücken. Fasnachtslarve, dachte sich Filippo und ging damit auf die Straße. Ein großer Erfolg. Die Kinder fingen an zu weinen. Seine Maske war stärker als alle anderen.

## 5

Auch das Goldlackkästchen meiner Mutter hatte einmal zu dieser Sammlung gehört. Von ihrem Schlafzimmer, wo es auf der Frisierkommode stand und ich mich als kleines Kind in ferne, goldene Welten träumte, wanderte es während meiner ersten Schuljahre ins Wohnzimmer und kam in den Schrank aus Eichenholz neben das Sonntagsporzellan. Als der Schrank der neuen Wohnwand mit den eingebauten Schränken und Regalen weichen musste, kletterte es auf das Bücherregal neben das Buch über John F. Kennedy. Der schöne, unter so tragischen Umständen verstorbene amerikanische Präsident und das japanische Kästchen wetteiferten miteinander um Aufmerksamkeit, und je nach Charakter oder den Umständen, unter denen die Menschen ihre Blicke auf das Regal warfen, gewann Amerika oder Japan die Oberhand. Wieder einige Jahre später wurde Kennedy von einem großen Bildband über den Maler Monet verdrängt, und das Kästchen kam auf das Schränkchen, wo das Teegeschirr eingeräumt war. Direkt neben dem Foto meiner Großmutter, die Wilhelms Schwester war. Vor ihrem Tod legte meine Mutter einen Zettel mit meinem Namen hinein. So kam es zu mir und führte mich zu den Dingen zurück.

Es sei gut zweihundert Jahre alt, älter als Wilhelm, bestätigt mir eine Kuratorin. Sein Körper sei aus Holz, Zedernholz, vielleicht einer Zeder aus Kyushu. Einer in Kyushu muss den Baum gefällt, ein anderer den Holzkörper daraus geschnitten, ein weiterer den Urushi Lackbaum angezapft haben, bevor der Künstler in Kyoto den Holzkörper mit

den Lackschichten überzogen und mit Goldstaub Bilder in den noch ungehärteten Lack gestreut hat.

Ich fange mit dem Kästchen an und gleich hängen sich hundert andere Geschichten dran, wollen erzählt werden, andere Zeitschichten drängen sich auf. Auch sie, die Arbeiter und Handwerker gehören zu der Geschichte, die Gedanken und Träume des Lackkünstlers, während seine Augen auf eine Lupe gerichtet der vergrößerten Hand folgen, die mit dem feinen Werkzeug die Goldkörnchen zu einem Zweig zusammenfügt, einem winzigen Blatt, einer Pagode eines Tempels, einem Boot, einem Berg, einem Zwillingenberg. Das Kästchen war als Hochzeitsgeschenk gedacht. Sie, die Baumfäller, Holzschneider, Lackkünstler wussten nicht, dass es später so eine weite Reise unternehmen würde. Das winzige Segelboot auf einem See bedeutete nicht, dass sie die spätere Seereise vorausahnten. Das Motiv des Segelboots war mit der holländischen Malerei nach Japan gekommen. Sie nahmen es dankbar auf als etwas Neues, Schönes, das ihre Motivpalette bereicherte. Die Empfängerin dieses kostbaren Geschenks stellte das Kästchen in ihr Schlafzimmer auf eine Tatami Matte, bewahrte Räucherwaren darin auf, die sie verbrannte, bevor ihr Mann sie im Schlafzimmer aufsuchte, später ging dieses Kästchen auf ihre Tochter über, die ebenfalls Räucherwaren darin aufbewahrte, die sie verbrannte, bevor ihr Mann sie im Schlafzimmer aufsuchte, und vielleicht hatte diese Tochter keine Tochter oder starb früh. Das Kästchen kam in einen Antiquitätenladen in Kyoto, wo es in einer kleinen Holzbox im Dunkeln vor sich hinräumte bis zu einem Tag in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ein großer Mann in westlicher Kleidung betritt den Laden. In dem dämmerigen Raum kann er zuerst nichts erkennen.

Die Augen des Mannes leuchten in einem unheimlichen Blau. Nur Geister und Hundegesichter haben solche Augen. Was will das Hundegesicht von ihr, fragt sich die Ladenbesitzerin. Ein Ausländer, einer mit einer langen Nase. Hundenasenase. Sie wird ihm nichts verkaufen. Das Hundegesicht beginnt zu sprechen. Japanisch. Ein seltsames Japanisch, das dennoch Japanisch ist. Er fragt nach etwas Besonderem. Sie schüttelt den Kopf. Sie hat nichts, nichts Besonderes, nur das, was so herumsteht. Er deutet auf die kleine Box, was darin sei, will er wissen. Sie zuckt mit den Schultern. Er schweigt, schaut sich im Laden um, lässt Zeit verstreichen, kommt zurück zu der Box, die von außen unscheinbar wirkt, bittet sie nochmals, ihm zu zeigen, was darin sei. Sie schauen sich in die Augen. Die blauen Augen treffen sie wie ein eisiger Schlag. Der Mann sagt, dass Inabata Katsutaro ihm diesen Laden empfohlen habe. Inabata ist ein stadtbekannter Geschäftsmann. Das Hundegesicht kennt seinen Namen. Damit kann er sie zwingen. Wenn er Inabata wirklich kennt und ihm erzählt, dass sie ihm nichts verkaufen wollte, wird er in ihren Laden kommen und unter seinem Namen, zu einem viel tieferen Preis, das begehrte Objekt kaufen. Sie zieht die Luft mit einem schlürfenden Geräusch zwischen die Zähne, wackelt mit dem Kopf hin und her und entschließt sich, die Box zu öffnen. Hebt ein Gefäß aus dem Inneren. Ein Takamaki Lackkästchen. Der Fremde hält sein Gesicht unter Kontrolle. Und doch sieht sie das leise Zucken um die Augen. Das Kästchen gefällt ihm. Sie führt ihm vor, wie man es zerlegen kann. Und wie man es wieder zusammenfügt. Jetzt geht es nur noch darum, wieviel sie dafür haben will. Wieder beginnt ein stummes Ringen. Am Ende verlässt der Fremde den Laden mit leeren Taschen, dafür hat er das Kästchen erworben.

So könnte es gewesen sein, in Kyoto, in einer der kleinen Gassen hinter dem Minami-za Kabuki Theater.

Hat Wilhelm, als er das Goldlackkästchen kaufte, an eine Frau gedacht, an eine, die er schon kannte oder an eine, die er in der Zukunft kennenlernen würde? Oder hat er es gekauft, weil er wusste, dass es ihn überleben würde, dass etwas von ihm in der Welt bleiben und er nicht gänzlich verschwinden würde? Vergangenheit und Zukunft verbinden sich in diesem Moment der Entscheidung an dem bestimmten Tag in Kyoto. Ich sehe mich in einer langen Kette von Entscheidungen, die scheinbar ohne Sinn aufeinander folgen. Am Ende dieser Kette steht das Kästchen auf meinem Schreibtisch, will, dass ich Wilhelms Geschichte, die Geschichte des »Japaners«, erzähle und verknüpft sich mit meinem Leben, das ohne Absicht einen neuen Sinn bekommt.